

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 26 (1922-1923)

Heft: 6

Artikel: Vom Arbeiten und Kranksein : eine Erinnerung an Peter Rosegger

Autor: Ertl, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Streifen und je einem dünnen Baumstamm begrenzt ist, sitzen auf rotgelber Bank die Greise in weißen Gewändern, die in reinem Grün, Hellblau und Gelb modelliert sind. Auf dem Boden violette Stellen und hellgrüne Pflänzchen. Das Fleisch ist gemalt in reinen Nuancen von Gelb und Blau, von Rot und Grün. Die greisen Haare tragen grüne und violette Schatten, in den schwarzen Bärten liegen hellgrüne Lichter. Farbige Konturen grenzen die Körper gegen den Hintergrund ab. Das Prinzip komplementärer Farbenbegegnung ist in fast voller Reinheit ausgebildet.

Mit Erstaunen bemerkt man, daß die Leinwand, obwohl von derselben Größe wie bei den „Enttäuschten“, hier höher, aber kürzer wirkt als dort. Die vielfachen Vertikalen streben aufwärts und scheinen den Bildrahmen zu heben. Diese Männer sterben nicht gern, aber willig. Das Ende des Lebens ist erreicht, seine Höhe überschritten. Sie gehen zur Ruhe wie die Tiere und werden demnächst sich in die Einsamkeit begeben, um dort zu sterben.

Nicht ohne Absicht erinnern wir hier erst an die Pariser Eindrücke, die zweifellos Komposition und Farbigkeit der Bilder mitbestimmt haben. Wir wissen von der Logik seiner Entwicklung, und von der „Nacht“ führt der Weg über die Landschaften und Porträts auch zu diesen beiden Bildern, ohne daß der Faden reißt. Aber das Tempo, das wir als zögernd und bedachtam kannten, wurde plötzlich zum Presto. Es ist von unleugbarer Bedeutung für ihn gewesen, daß er in Paris zur rechten Zeit dekorative Leistungen der Zeitkunst im Neoimpressionismus zu Gesicht bekam. Aber die Farbigkeit der „Lebensmüden“ und „Enttäuschten“ ist nichtsdestoweniger sehr persönlich erlebt. Hodler hat die beiden Bilder auf dem Dach seiner Wohnung im hellsten Licht gegen eine weiße Mauer gemalt.

Bis zur „Nacht“ erscheint der weibliche Akt im Frühwerk Hodlers nur ein einziges Mal. Und da ist es jene Frau, die wir aus seinen Familienbildern kennen, und bevor sie ihm den Sohn gebar. Eine Malerei von so feuscher Stumpfheit der Töne, von so edlem Fluß des Umrisses, daß wir empfinden, wieviel mehr ihm dieses Modell war als nur ein Weib. War es, was dem Charakter des alemannischen Stammes nicht selten eignet, eine gewisse sexuelle Schamhaftigkeit, kleinbürgerliche Besangenheit, oder waren es nur taktische Bedenken gegenüber dem puritanischen Genfer, die ihn den weiblichen Ganzakt so lange vermeiden ließen? Jedenfalls hat er jenes schöne Bild, das um 1885 entstanden ist und dem Maler wohl Ehre gemacht hätte, nie ausgestellt.

Aber wir wissen genug von Hodlers menschlichen und künstlerischen Nöten, seinem Hang zum Abstrakten und dem Pessimismus seiner Weltanschauung, daß wir begreifen, wie wenig die Formen des weiblichen Körpers damals dem Ausdruck seines Innern zu dienen geeignet waren. Erst die Krise von 1890 und die große seelische und künstlerische Erneuerung, die sie zur Folge hatte, befreiten sein Wesen auch von diesen Schranken.

Im Jahre 1892 malte er jenes schöne blonde Modell als Akt in der Borderansicht gegen einen grünen Wiesenuntergrund. Das Bild trägt den Titel „Das Aufgehen im All“ und sieht im Motiv dem „Zwiegespräch mit der Natur“ aus dem Jahre 1884 so ähnlich, daß man annehmen muß, Hodler habe bewußt ein Gegenstück dazu malen wollen. Auch die gegenüber der ornamentalen Gestaltung der beiden vorausgehenden großen Bilder wieder stärker betonten imitativen Tendenzen lassen darauf schließen, daß ihm die Bildidee nicht erst in diesem Jahre kam.

(Schluß folgt.)

Vom Arbeiten und Kranksein.

Eine Erinnerung an Peter Rosegger von Emil Ertl.

(Schluß.)

Ist es nicht begreiflich, daß gegen den siebzigsten Geburtstag Roseggers die Ermüdungserscheinungen überhand nehmen, die Anzeichen eines herannährenden Greisenaltums sich häufen? Tatsächlich drohte um diese Zeit im Kampf zwis-

schen Arbeit und Kranksein eine erschöpfte Schaffenskraft den körperlichen Übeln das Feld zu räumen und den Waldheimat-Poeten, dessen Lebensatem das dichterische Gestalten war, der Untätigkeit und damit einem hoffnungslosen

Siechtum preiszugeben. Da kam dem seelisch bedrängten Dichter sein großzügiger und weitblickender Verleger, Alfred Staackmann, zu Hilfe und stellte ihn vor neue Ziele, indem er ihn bei einem persönlichen Besuch in Kriegslach zu einer Arbeit ermunterte, der seine Kräfte eben noch gewachsen waren. Der förmlich von Jubel erfüllte Brief, in dem Rosegger mir mitteilte, mit welcher Freude er die gebotene Anregung aufgriff, möge als dauerndes Denkmal eines idealen Verhältnisses zwischen Autor und Verleger hier Platz finden.

Kriegslach, 31. August 1912.

„Lieber Freund!

Staackmann hat mir etwas höchst Unerwartetes mitgebracht, eine große jahrelange Arbeit. Die Erfüllung eines heimlichen Wunsches, den selbst auszusprechen ich nie dreist genug gewesen wäre. Staackmann hat den Entschluß gefaßt, von meinen Büchern eine neue Ausgabe zu drucken, die ich redigieren, nach Belieben ändern, einteilen, korrigieren werde! Also alle 50 Bände noch einmal durcharbeiten, sie so machen, wie ich wünsche, daß sie gemacht wären. Die Fehler, die ich einsehe, verbessern, so weit es möglich. Das ist wohl das letzte Glück meines Lebens, ich will es ehren und nützen, so weit es mir gegönnt ist. Für den armen Körper wird sie wohl eine strenge Belastungsprobe sein, diese vierjährige Arbeit; aber seelisch fühle ich mich in ihr so, wie die Forelle sich im frischen Gebirgswasser fühlen mag. Seit 14 Tagen tue ich außer ein bißchen Kranksein nichts, als an der neuen Ausgabe arbeiten; und es wird eine lange Zeit (außer ein paar Freunde) nichts für mich vorhanden sein. Kein Buch, keine Zeitung, kein Theater, keine Korrespondenz, nichts, bis meine Aufgabe so gelöst ist, als ich Armer sie zu lösen im Stande bin. Denke Dir: Vier Jahre lang Rosegger lesen! Hat so etwas Übermenschliches je einer geleistet? — Aber den Stift in der Hand, ist es exträglich. Obwohl es nach Staackmann eine gesamte Ausgabe werden soll, streiche ich mindestens 10 Bände durch, und das Übrige wird halt noch einmal der Lesewelt zugemutet, aber um billigen Preis. Ich sehe nichts, als das Glück, die Sachen noch einmal durchzuarbeiten unter einem einheitlichen Plan. Ich werde die Jugend stehen lassen, wie sie steht, und sie nicht mit der Würde des Greises messen; aber so wie den Flöhen in einem Umlbett, so werde ich den Geschmaclosigkeiten nachjagen,

dann den unkünstlerischen Tendenzen, Sentimentalitäten und so weiter. Ich glaube, daß verloht sich einer letzten Robot. Und dazu, Freund, möchte ich jetzt noch einmal leidlich gesund sein.

Ich habe Dir's doch schreiben müssen, so bewegt bin ich von der Sache. Meine Familie fürchtet die Überanstrengung, ich hoffe, daß die neue Pflicht mich erfrischen wird.

Und Du! Und Ihr! Außer was Staackmann und Sommerstorff erzählt, erfahre ich nicht viel von Euch. In wenigen Wochen werden wir ja wieder einander nahe sein auf einen Kilometer. Dann wirst Du — an mir Dir ein Beispiel nehmend — mir doch erzählen, was Dir der Sommer gebracht hat.

Auf Wiedersehen!

Dein alter

Peter Rosegger."

Die Sorge der Familie, die Überanstrengung befürchtet hatte, erwies sich zum Glück als unbegründet. Die Hoffnung Roseggers ging in Erfüllung, die neue Pflicht erfrischte ihn.

Von da an fand ich den Dichter, so oft ich ihn besuchte, damit beschäftigt, den Bleistift in der Hand, sich selbst zu lesen. Gleichsam mit Weitsche und Zuckerbrot stand er den alten Texten gegenüber, bald mit Härte zusammenstreitend, bald mit Nachsicht und Milde bessernd, ausgleichend, seine eigene Jugend schonend und nur das allzuwild flatternde Haar gelegentlich ein bißchen durchkämmend und scheitelnd. Die Arbeit verjüngte ihn selbst. Man denke! Sein ganzes langes, schaffensreiches Leben durfte er noch einmal erleben, aus jeder Seite wehten ihm Erinnerungen früher Tage und besserer Zeiten entgegen und beschwingten den Kunstverständ des Alters mit den wärmeren Stimmungen und fröhlichen Herzschlägen seiner zurückliegenden Epochen.

„.... In meiner großen Korrekturarbeit, bei der ich seit acht Wochen sitze, habe ich einige Bände schon fertig. Aber die Arbeit wird vier bis fünf Jahre dauern. Jetzt möchte ich erst gerne wieder leben. Jetzt sehe ich erst, wie lieb ich meine Bücher hab, auch die mißrateten...“ (Kriegslach, 13. Oktober 1912).

Der Dichter hatte seine Arbeitskraft eher unter- als überschätzt. Schon Frühjahr 1916 meldet eine Zeile von seiner Hand die nahe bevorstehende Vollendung:

Graz, 20. April 1916.

„Lieber Freund!

Herzlichen Ostergruß! Eine Freude hast Du mir gemacht mit der Mitteilung über Deine neue Arbeit. Ich werde in wenigen Wochen mit meinen „Gesammelten Werken“ fertig. Dann fangen wir halt wieder von vorne an.

Dein Rosegger.“

Also ungefähr, wie er es berechnet hatte, ziemlich genau vier Jahre, von halben August 1912 bis etwa halben Mai 1916 nahm diese Ausgabe letzter Hand den Waldheimat-Dichter in Anspruch. Hätte er doch länger damit zu tun gehabt! Diese Arbeit, deren Schwierigkeit und Umfang man erst recht ermäßt, wenn man die verschiedenen Ausgaben miteinander vergleicht, hatte Roseggers Gedanken diese vier Jahre hindurch voll beschäftigt, ihn mit dem Segen einer geregelten pflichtmäßigen Tätigkeit begnadet und ihm das Gefühl eingeflößt, noch etwas leisten zu können. Und dadurch hatte sie ihn auch aufrecht erhalten, mitten im nervenzerstörenden Sommer der Kriegsnöte, trotz anhaltender Krankheit und zehrender Unterernährung. Mit dem letzten Federstrich, den er an der vierzigbändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke“ tat, überkam ihn die Empfindung, daß sein Lebenswerk und damit sein Leben selbst abgeschlossen sei.

Noch einmal hatte Arbeit über Krankheit gesiegt und sie gezwungen, sich den Notwendig-

keiten des dichterischen Schaffens unterzuordnen. Nun brach er hilflos zusammen.

„.... Mein Befinden ist schlecht, so schlecht wie noch in keinem Sommer....“ (Krieglach, 13. August 1916).

Die kaum zwei Jahre, die ihm noch vergönnt blieben, sind nicht ganz ohne Lichtpunkte und hoffnungsvolles Aufblackern gewesen. Im ganzen aber glichen sie einem langsamem und sich selbst bescheidenden Verlöschchen. Wenn nicht im Schreiben und Schaffen, gab es für ihn überhaupt kein Leben. Um dieses Leben rang er in heißer Not, so lange noch ein Funke Kraft in ihm war. Und wenn irgendwo nach einem Schulbeispiel gesucht würde, daß der Geist sich wirklich den Körper erziehen, die Seele auch einen hinfälligen Leib unter das Gebot ihres Willens zwingen könne — in Peter Rosegger steht es für alle Zeiten restlos verwirkt da, ein Vorbild für jedermann. Und ein Schulbeispiel für den Segen der Arbeit.

Möchten doch die Unzähligen, die an Untätigkeit und Mangel seelischer Ziele krank sind, an seinem Vorbild genesen! Und möchten jene Schichten des arbeitenden Volkes, seien es Hand- oder geistige Arbeiter, die ihr Los gleichsam im Sinne des „Sündenfalls“ (1. Mose 19.) manchmal als Fluch und Strafe zu betrachten geneigt sind, am Beispiel des Steirischen Volksdichters sich überzeugen, daß es außer dem sozialen auch noch einen persönlichen Weg gibt, stärker zu sein als das Schicksal.

Es rägelet.

Es rägelet lis a mis Fänster
Und Tröpfli rünnet durab.
I siße dernäbe und dänke
Na zrugg ane frisches Grab. —
Da rägne's au ännet dem Fänster,
Es tröpfelet lis i min Schoos.
Wo findi ächt hüt echli Sunne?
En einzige Strahl weett i blos! —
Da pöpperle's lut a der Türe
Und „Müelti!“ tönf's fröhli zu mir.
Jetzt rägne's halt nu na verrusse,
Und d'Sunne stahf scho i der Tür! —

M. Pfeiffer-Surber.